

„Aufstehen, komm, ich habe wenig Zeit. Ich muss zur Frühschicht.“ Mandy Jenter eilt am Kinderzimmer ihres Sohnes Pascal vorbei. Dabei putzt die Mutter ihre Zähne. Sie kommt aus der Küche und ihr Weg führt sie in das Badezimmer. Mandy gurgelt mit Wasser und spült ihren Mund aus. Die Zahnbürste landet klappernd im Wasserbecher. Im Schlafzimmer zieht sie eine dunkelblaue Bluse an und streift ihre Jeans über. In der Küche ruft sie laut „Aufstehen, Pascal!“ und greift zu ihrem Pott mit Kaffee. Dazu isst sie ein Stück Toastbrot mit Marmelade. Ihr Magen nimmt um diese Zeit kaum etwas an.

Mandys Arbeit im Supermarkt lässt ihr keine Zeit, dass sie vor dem Mittag essen kann. In ihrem Supermarkt, indem sie einen Teilzeitjob hat, sind sie pro Schicht nur zwei Kollegen. Nicht einmal auf die Toilette kann Mandy gehen. Sie ist dazu verdammt dieses Toastbrot zu essen, damit bei ihr keine Magenkrämpfe einsetzen oder sie plötzlich in Laden umfällt. Dann besteht die Gefahr, dass sie raus ist und der Gebietsleiter eine neue, vielleicht sogar jüngere Verkäuferin, einstellt. Als Alleinerziehende kann Mandy keine Schwäche zeigen. Das ist sie ihrem Pascal schuldig. Mandy schaut, während sie über ihre Essgewohnheiten und warum das so ist nachdenkt, aus dem Küchenfenster auf die naheliegende Stadtautobahn. Der Verkehr rollt in unendlichen Strömen vorbei. Manchmal denkt sie, dass auf der Welt die Anzahl der Autos die Anzahl der Menschen längst überholt hat. Vor Jahren saß sie auf dem Fensterbrett und zählte aus Langeweile die Fahrzeuge. Mal alle, dann nur die Lastkraftwagen oder die Personenwagen, mal die roten, die blauen oder die grünen Autos. Plötzlich fällt ihr ein, Pascal muss aufstehen. Ihren Sohn verlor sie für einen Moment aus ihrem Blickfeld. Sie geht in das Kinderzimmer und rüttelt Pascal endgültig wach. Neben ihm liegt der Joystick seines Compu-

ters. Mandy gab es vor geraumer Zeit auf, sich mit ihrem Sohn auseinanderzusetzen, dass er weniger spielen soll. Gegen das Drängen Pascals, ihm endlich diesen verhassten Computer zu schenken, konnte sie bald keine Argumente mehr finden. Mit immer neuen Erklärungen, bis hin zu versteckten Drohungen, schaffte Pascal es eines Tages sein Ziel zu erreichen. Sein soziales Umfeld an der Schule erhöhte den Druck zusätzlich. Und dann stand das teure Spielzeug unter dem Weihnachtsbaum. Seine Großeltern gaben eine Menge Geld dazu. Allein hätte Mandy niemals das Geld aufbringen können. Das war der Tag, an dem sie ihr Kind verlor. Zuerst fiel die zeitliche Beschränkung von einer Stunde Spielen am Tag, dann trat das gemeinsame Essen in den Hintergrund, und zum Schluss fiel die Kommunikation zwischen Mutter und Sohn auf ein Minimum. Auf das Leben des Sohnes besitzt sie kaum einen Zugriff. Dabei ist Pascal erst 13 Jahre alt. Ein Kind noch. Bei dem Gedanken drückt es Mandy immer die Tränen in die Augen. Dieser verfluchte Mist. Am liebsten würde sie diesen Computer aus dem Fenster werfen. Die Konzerne machen die Kinder krank und kaputt.

Mandy rüttelt an Pascal. Mit Mühe wird er wach.

„Du musst in die Schule. Steht jetzt auf, Pascal.“

„Mm, ja, ja.“

„Nicht ja, ja. Ich weiß was das heißt. Jetzt gleich.“ Sie reißt ihm die Decke vom Leib. Pascal steht mit geschlossenen Augen auf und tritt ins Badezimmer. Nach 15 Minuten kommt er zurück, geht seine Sachen holen, nimmt die Schultasche, packt das Frühstück ein und verlässt wortlos die Wohnung. Mandy bangt wie jeden Tag darum, dass ihr Sohn wirklich in der Schule ankommt. Wenn nicht, bekommt sie einen Brief der Schulleitung. Davor hat Mandy Angst. Aber bisher ist Pascal, Gott sei Dank, immer in der Schule angekommen. Hauptsache, er gerät

nicht an die falschen Freunde. Ein zusätzlicher Grund, warum ihr die Arbeit eine Qual ist. Manchmal erschrickt sie, wenn im Büro des Supermarktes das Telefon klingelt. Es könnte ja die Schule sein. Das Herz hüpfet dann förmlich in der Brust der Mutter umher. Und was die Leistungen in der Schule angeht, darüber nachzudenken verursacht genauso viel Schmerz. Jedes Jahr reicht es für ihren Pascal gerade so, um versetzt zu werden. Was aus ihrem Sohn einmal werden soll, wer weiß das. Bei diesen Gedanken drückt die Tränenflüssigkeit aus den Augen der Mutter und rollt die Wangen herab. Mit dem Beginn der Pubertät entzog der Sohn seiner Mutter Liebe und Zärtlichkeit. Für Mandy kam diese Art der Entfremdung überraschend. Sie hatte niemanden zum Kuscheln. Keine starke Schulter, an die sie ihren Kopf anlehnen kann. Allein ihr Pascal schenkt ihr ab und zu Wärme, die sie als Mutter dankend zurückgibt. Einen Mann zu finden, in ihrer Situation, wie sollte das funktionieren. Alle Bewerber schauen auf den sozialen Status des potenziellen Partners in einer Welt, in der das Geld den einzigen Wert überhaupt darstellt. Eine Verkäuferin, alleinerziehend, in Teilzeit, mit der war kein Staat zu machen. Das lernte Mandy sehr schnell bei dem Versuch für ihren Sohn einen neuen Vater und für ihr Herz eine neue Schulter zu finden. Mit einem Dokortitel hätten die Männer bei ihr Schlange gestanden. Hübsch sieht sie aus, ohne Zweifel. Für hübsch findet das Leben aber keinen Gegenwert. Nicht in der heutigen Zeit. Zumal hübsch vergänglich ist.

Mandy holt tief Luft, zieht ihre Jacke über und verlässt die Wohnung. Ihre Schicht als Verkäuferin bei einem Supermarkt beginnt in einer knappen Stunde. Sie muss aber jeden Tag eine halbe Stunde, bevor ihr der Arbeitgeber Geld zahlt, da sein. Selbst nach der Schicht ist eine halbe Stunde unbezahlte Nacharbeit Pflicht. Ohne den Unterhalt, den Pascals Vater zahlt, und

die Zuwendungen ihrer Eltern wäre ihre Situation noch bescheidener, denn ihr Arbeitgeber, der große Wohltäter, zahlt ihr nur den Mindestlohn. Allein für die täglichen Beschimpfungen der Kunden, die ihren dauernden Frust an ihr auslassen, hätte sie das Doppelte verdient. Aber leider bekommt sie kein Recht. Recht haben stets die Kunden. Sie ist nur das Aschenputtel, das froh sein darf, eine Anstellung bekommen zu haben. Erst heute Nachmittag – wenn Pascal nicht wieder mit seinen Kumpels im Stadtpark abhängt – was er zwar selten tut, weil er ja seinen Computer hat, wird sie ihren Sohn wiedersehen. Bis dahin glaubt die Mutter fest daran, dass alles gut geht.

Kurt Neumann sieht aus wie Kurt Neumann. Ein typischer Lehrer am Ende seines sechsten Lebensjahrzehnts. Nein, ein typisch verbeamteter Lehrer, wenige Jahre vor der Pensionierung. Die Höhe seiner Pension kennt er, und sie zaubert ihm ein Lachen auf das Gesicht. Eben jenes Gesicht ziert ein Henriquatrebart. Den Bart besitzt Kurt seit der Zeit seines Studiums. Dazu sein nach hinten gekämmtes, schütteres Haar. Kurt steht mit der Deutschlehrerin Helga Wegner, die ebenfalls in wenigen Jahren in Pension gehen wird, am Fenster des Lehrerzimmers. Am Morgen halten sich die beiden Pädagogen regelmäßig am Fenster auf und kommentieren die Vorgänge auf der Zufahrtsstraße zur Schule. Genau zu dem Zeitpunkt, wenn die Mütter ihre Kinder mit dem Auto zur Schule bringen und die Kinder vor dem Backsteingebäude regelrecht aussetzen. Das Schauspiel fing vor ein paar Jahren an. Irgendwann waren die Mütter von der täglichen Berichterstattung in den Medien, darüber, was einem Kind alles am Tag passieren könnte, so verängstigt, dass sie ihre Kinder bis vor die Schultür brachten. Die dadurch erzeugten Abgase waren wohl für die Kinder genauso schädlich wie

ein pädophiler Herr, der möglicherweise um die Schule herum-schlich. Die eine Gefahr kam schnell und unerwartet, die andere schleichend nach Jahrzehnten auf die kleinen Körper der Kinder zu. Und genau dieses Schauspiel ergötzt Kurt und Helga jeden Morgen. Für ihre Kollegen sind die Zwei wie kleine Kinder, die ihren Spaß an banalen Dingen entwickeln.

„Schau mal, Helga. Die Krause hatte gestern einen schwarzen Q5. Heute fährt sie mit dem weißen Q7 vor. Muss sie mächtig aufpassen, dass sie die parkenden Autos nicht tuschiert. Schau.“ Kurt schreit kurz auf und weist mit dem Finger auf einen weiteren SUV, der einem kleinen Fiat Punto die Vorfahrt nimmt. „Fast hätte es gekracht. In diesem Monat fehlt uns der obligatorische Unfall. Wollen wir eine Wette abschließen, Helga, ob bis zum Monatsende uns unser Lieblingsgeräusch entzücken wird?“

„Ach Kurt, du nun wieder. Du ewiges Kind. Sieh dir lieber die Mütter an, wie sie ihre Kinder hätscheln, küssen und dann froh sind, dass sie ihre Gören bei uns abladen können. Zuerst öffnen sie den Kindern die Türe des Autos, dann ein flüchtiges Küsschen und Streicheln über den Kopf, ein Schubs des Kinderkörpers in Richtung Schule, ein Lächeln, ein Winken, und wenn das Kind außer Sichtweite ist, schnell ins Auto und weg. Früher haben sie an dieser Stelle den Kindern das rote Halstuch gerichtet. Dieses versnobte Pack. Ich frage mich, wie man mit solch hohen Pumps ein Auto fahren kann. Und schau dir an, die meisten Eltern, die ein großes Auto fahren, deren Plagegeister haben keinen Plan, wie sie von zu Hause in die Schule kommen. Die würden den Weg verfehlen und weinend an der Straße stehen.“

„Doch, doch meine Liebe. In dem Punkt liegst du falsch. Sie besitzen, im Gegensatz zu dir, alle eines dieser Smartphones.“

Dort gibst du die Adresse der Schule ein und dann folgst du dem eingezeichneten Weg in der von dir ausgewählten Farbe. Jungen blau, Mädchen rosa. Für unsere Jugend ist das eine beachtliche Leistung, einem vorgegebenen Pfad zu folgen. Denn zuerst müssen sie sich die Adresse der Schule merken, dann wissen, wie sie die Daten einzugeben haben, und zum Schluss kommt der schwerste Part. Die nötige Konzentration aufbringen, um dem angezeigten Weg auch über mehr als zwei Minuten folgen zu können. Zugegeben, wenn sie vom Weg abkommen, so wie Rotkäppchen, weist sie das Smartphone darauf hin. Also intellektuell keine Herausforderung.“

„Da“, Helga hebt ihr Kinn in die Richtung des Hofeinganges, „da kommen die Damen und Herren von Hartzens. Wenn ich die schon sehe, diesen Pöbel, nichts im Schädel außer Scheiße. Die Schulrucksäcke wieder zum Bersten mit Fertignahrung gefüllt. Nach jeder Stunde quellen die Mülleimer in den Klassenräumen von Plasteverpackungen über. Und nach der Mittagspause, wenn sie drüben beim Chinesen ihr Essen holen, stinkt es fürchterlich in den Klassenräumen. Statt in der Schulkantine zu essen. Wann hat das bloß endlich ein Ende?“

„Fuck ju Göhte, sage ich da nur. Die Vorbilder laufen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Bildungsfernsehen adieu.“ Kurt grinst über das ganze Gesicht.

„Die Kinder hätten alle in dem Film mitspielen können. Authentischer geht es kaum. Selbst die Masken hätten sie beim Film weglassen können. Die Weiber sehen aus wie Nutten, dabei sind sie erst 12, und die Kerle wie deren Zuhälter.“

„Nee Helga, du meinst Gangsterrapper. Außerdem, wunderst du dich darüber, Helga? Das sehen sie den ganzen Tag im Fernseher oder den sozialen Medien. Solche Typen sind die

Stars im Netz. Was du dafür brauchst, ist auf alle Fälle keinen Grips.“

„Das so eine Klientel nie ausstirbt?“ Helga schüttelt mit dem Kopf.

„Das Problem zu beheben haben schon andere mit dem roten Stern an der Mütze versucht, vergeblich. Ja, so was wächst nach. Der Mensch ist, was er ist, ein Tier.“

„Ekelhaft, Kurt, wir sind die letzten vom Stamme derer, die alles am Leben erhalten.“

„Und bezahlen“, wirft Kurt dazwischen.

„Gut, wir müssen uns den Anblick nur ein paar Jahre antun. Mit meiner Pension werde ich in die Schweiz zu meinen Kindern ziehen. Dann können andere mit diesem Dreck fertig werden. Mein Leben haben sie bereits versaut. Die letzten Jahre werde ich denen nichts schenken.“

„Komm Helga, die Pflicht ruft, wir müssen.“ Kurt greift Helga mit seinem Arm um die Schulter und gemeinsam verlassen sie das Lehrerzimmer.

„Ja, ja, immer müssen wir, nur die anderen müssen nicht. Die Welt ist ungerecht.“

„Wem sagst du das, Helga.“